

Ber. z. dt. Landeskunde	Bd. 70, H. 1, 1996, S. 41—54	Trier
-------------------------	------------------------------	-------

Gerhard BAHRENBERG, Bremen

Die Länderkunde im Paradigmenstreit um 1970*

1. Einleitung

Die Jahre um 1970 bedeuten ohne Zweifel eine Zäsur in der Geographie, die häufig als „quantitative und theoretische Revolution“ des Faches in Deutschland bezeichnet wurde. Sie markieren jedenfalls nach Ansicht vieler Geographen den Anfang vom Ende der Länderkunde als eines leitenden Paradigmas für die geographische Forschung und Lehre — zu Recht, wie ich glaube. Die Länderkunde hat zumindest ihre zentrale Stellung in den Curricula der Schule und Hochschule weitgehend verloren, und sie bestimmt kaum mehr die metatheoretische Auseinandersetzung um die Aufgaben der Geographie.

Man könnte nun eigentlich die Aufarbeitung der Entwicklung des Faches um 1970 getrost den Geographiehistorikern überlassen, die sich allerdings für diese Phase der Geographiegeschichte kaum interessieren — wenigstens bislang nicht. Dies ist umso bedauerlicher, als gerade solche revolutionären Phasen vertiefte Einblicke in die außerwissenschaftlichen Determinanten einer disziplinären Entwicklung erlauben. Doch vielleicht liegt der Paradigmenstreit von 1970 noch nicht weit genug zurück, um ihn mit dem für einen Historiker offensichtlich notwendigen zeitlichen Abstand zu betrachten, zumal die damaligen Argumente in der einen oder anderen Form in der fortlaufenden, mal intensiver, mal weniger intensiv geführten Diskussion um die Grundorientierungen der Geographie auftauchen — zum Beispiel in der Debatte um den Regionalismus.

Dies ist der Grund, warum ich als Nichthistoriker des Faches die Diskussionen um die Länderkunde von 1970 noch einmal Revue passieren lasse.

2. Der Kieler Geographentag 1969

Ein Kulminationspunkt in der Auseinandersetzung war wohl die Sitzung „Der Geograph — Ausbildung und Beruf“ auf dem Kieler Geographentag 1969 (vgl.

* Referat auf dem Seminar des Instituts für Länderkunde, Leipzig am 7./8. November 1994 zur „Theorie der Regionalen Geographie“

MECKELEIN u. BORCHERDT (Hrsg.) 1970, 175 ff.)¹ Bezeichnenderweise ging diese Sitzung „auf eine gemeinsame Initiative der Schul- und Berufsgeographen und studentischen Fachschaften zurück. . . Der Verband der Hochschullehrer der Geographie begrüßt(e) diese Initiative“ (SCHÖLLER 1970, 175). Es waren jedenfalls die erstgenannten drei Gruppen, die die deutlichste und schärfste Kritik an der traditionellen Geographie übten, wobei ihre Argumentation weitgehend auf der Habilitationsschrift von BARTELS 1968 (1968 a) und dessen ebenfalls 1968 erschienenen Analyse der disziplinpolitischen Situation (vgl. BARTELS 1968 b) basierte.

Es ging dabei keineswegs in erster Linie um die Länderkunde, wenn diese auch häufig im Mittelpunkt der Diskussionen stand, sondern um das geographische Paradigma. So bezog sich die provozierendste These in der studentischen Bestandsaufnahme auf dem Kieler Geographentag: „. . . Geographie, soweit sie sich als Landschafts- und Länderkunde begreift, (kann) nicht einmal wissenschaftlichen Ansprüchen genügen“ („Bestandsaufnahme. . .“, 192; sinngemäße Ergänzung in Klammern von mir) eindeutig auf das vorherrschende Paradigma der Geographie. Dies gilt auch für die einzelnen Aussagen in der „Bestandsaufnahme“.

Und GANSER, der aus der Sicht des Verbandes der Berufsgeographen (heute: Deutsche Gesellschaft für Angewandte Geographie) zur Ausbildung der Diplomgeographen Stellung nahm, bezog sich in seiner Kritik weniger auf die Länder- als auf die Landschaftskunde. Er forderte nämlich eine „konsequente Ausrichtung des (geographischen) Forschungsinteresses auf raumordnungspolitisch relevante Fragestellungen“ mit einer „stärkeren Hinwendung zur Systemanalyse als Voraussetzung modellhafter Betrachtung“ sowie die „Bejahung von Prognose und Diagnose als stets bedeutsamer werdende Erkenntnisdimensionen wissenschaftlichen Arbeitens“ (GANSER 1970, 186; sinngemäße Ergänzung von mir), was alles durch „das zähe Festhalten am Landschaftskonzept“ (S. 187; Hervorhebung von mir) nicht zu realisieren sei.

Lediglich die Fachdidaktik stellte die Länderkunde in den Mittelpunkt ihrer Kritik², mußte sie sich doch angesichts „der grotesken Tatsache, daß nur die Schulgeographie den Satz von der Länderkunde als eigentlicher Geographie ganz ernst genommen und ihn sogar zum Gesetz für alle Stufen erhoben hat“ (SCHULTZE 1970, 138), als Büttel der Geographie fühlen. Während in der Praxis der Hochschulgeographie die Länderkunde bereits an Bedeutung verloren hatte und vorwiegend nur noch zur Beschwörung der Einheit der Geographie auf Festveranstaltungen instrumentalisiert wurde, war das geographische Schulcurriculum in den 60er Jahren noch wesentlich länderkundlich orientiert, etwa nach dem Motto: „Dreimal um die Erde!“ (GROTELÜSCHEN 1965, 107).

Insgesamt war die Diskussion um die Länderkunde Ende der 60er/Anfang der 70er Jahre nicht zuletzt gekennzeichnet durch die Unbestimmtheit des Gegenstandes, über den gestritten wurde. So stellte HÖVERMANN in der Aussprache über die studentische Bestandsaufnahme in Kiel fest, „daß drei Hochschullehrer, wenn sie über Länderkunde sprechen, mindestens drei ganz verschiedene Sachen meinen“ (MECKELEIN u. BORCHERDT (Hrsg.) 1970, 215). Dies führte zu ungewöhnlich bizarren Argumentationen³ — bis hin zu WIRTHs These, zumindest in den Ländern der Dritten Welt sei Länderkunde u. a. deshalb not-

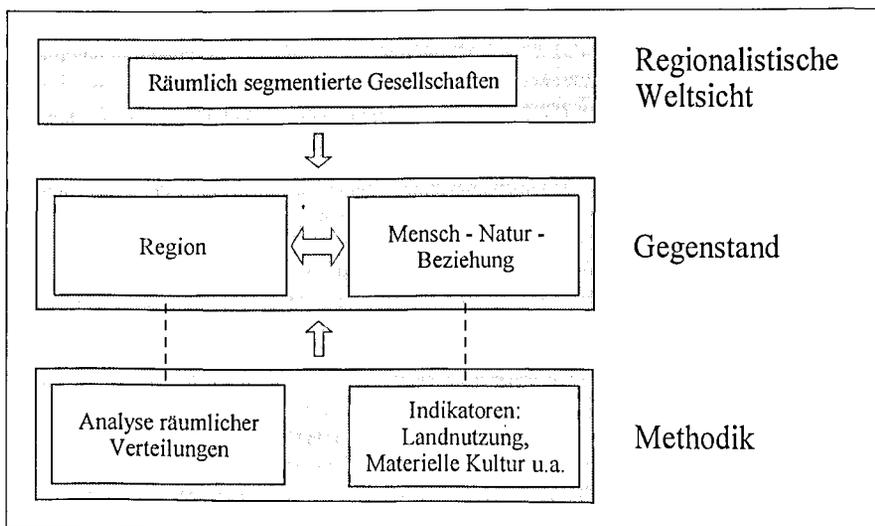
wendig, weil dort „das statistische Zahlenmaterial ebenso... unzureichend wie ungenau“ sei und der Geograph deshalb gezwungen sei, „die Ärmel hochzukrempeln, sich im Lande umzusehen und mit den ‘konventionellen’ geographischen Methoden (im Gegensatz zu ‘modernen’ Methoden) an die Arbeit zu gehen“ (1970, 446; sinngemäße Ergänzung in Klammern von mir).

Um die damaligen Diskussionen besser verstehen zu können, ist es daher sinnvoll, kurz die Entwicklung der Länderkunde und ihres Stellenwertes innerhalb der Geographie bis in die 60er Jahre zu rekapitulieren.

3. Die Vorgeschichte

Als Ausgangspunkt erscheint mir dafür am ehesten EISELs Rekonstruktion des Paradigmas der klassischen Geographie geeignet zu sein (EISEL 1980) (vgl. Abb. 1). Danach faßte die Geographie die Welt im wesentlichen als eine Menge nebeneinander liegender „Regionen“ (Länder) auf, deren Entwicklung weitgehend unabhängig voneinander erfolgte (= regionalistische Weltsicht). Die Eigenart, das Charakteristische dieser Regionen wurde in der jeweils regionsspezifischen Kultur gesehen, die wiederum als Resultat eines Anpassungsprozesses an die regionsspezifische Natur interpretiert wurde. Sichtbaren Ausdruck fand die regionale Kultur vor allem in den materiellen Artefakten und in der Landnutzung¹, die deshalb häufig als Indikatoren regionaler Eigenart und Abgrenzung herangezogen wurden. In diesem Sinn läßt sich der Gegenstand der klassischen Geographie als Beziehung „regionale Kultur — regionale Natur“ definieren. Damit war Geographie Länderkunde bzw. regionale Geographie. Diese Beziehung wurde zum einen genetisch analysiert, etwa in der genetischen Kulturland-

Abb. 1: Das Paradigma der klassischen Geographie



schaftsforschung. Zum anderen wurde sie „korrelationsanalytisch“ erfaßt, ohne daß das damals so genannt wurde. Es wurden nämlich die räumlichen Verteilungen wesentlicher Parameter der natürlichen Bedingungen und kultureller Erscheinungen auf Koinzidenzen untersucht — häufig intuitiv und mit Hilfe qualitativer Daten. Dort, wo mehrere dieser Parameter steile Gradienten aufwiesen, wurden die Grenzen einer Region gelegt (vgl. die sogenannte Grenzgiürtelmethode von MAULL; heute würde man dafür clusteranalytische Verfahren verwenden).⁵ Die so abgegrenzte Region wurde anschließend mit Hilfe der zur Abgrenzung benutzten Parameter beschrieben.⁶ Dieses Verfahren diente vor allem der Identifikation von Regionen als sozusagen „natürlichen Entitäten“. Und es setzte das Wissen um deren Existenz (und Abgrenzung) voraus. Denn diese Entitäten „gab“ es, sie mußten nur noch von der Geographie gefunden werden.

Es ist leicht vorstellbar, daß einige Geographen in den Ende der 60er Jahre aufkommenden multivariaten statistischen Methoden ein willkommenes Instrument sahen, solche Bestimmung von Regionen zu verbessern. Und es ist ebenfalls leicht nachzuvollziehen, warum andere meinten, mit diesen neuen Methoden würde nur alter Wein in neue Schläuche gegossen.

Regionen gleichartiger Natur-Kultur-Verhältnisse konnten im übrigen auf verschiedenen Aggregationsniveaus — in Abhängigkeit von dem Generalisierungswillen des jeweiligen Bearbeiters — gebildet werden. Und es mag vielleicht das Ziel manches Geographen gewesen sein, die Erde in eine hierarchisch gestufte Folge von Regionen unterschiedlichen Generalisierungsgrades aufzuteilen.

Unabhängig davon bleibt festzuhalten: Das Ziel, Regionen (Länder) idiographisch zu erfassen und die Idiographie der Regionen als Ausdruck einer spezifischen Kultur-Natur-Beziehung zu sehen, machte die Geographie strukturell blind für die Wahrnehmung und Bearbeitung zahlreicher „moderner“ Probleme. Diese Blindheit war sozusagen gleich doppeläugig. Sie betraf sowohl die sozialen und ökonomischen Probleme von Regionen als auch die Probleme des „Mensch-Natur-Verhältnisses“.

Zwei Beispiele mögen zur Verdeutlichung genügen.

(1) Noch Anfang der 60er Jahre wurde die Arbeit „Das Bremer Becken“ von SCHMIDT (publiziert 1963) in einem Preisausschreiben des Instituts für Landeskunde und des Zentralausschusses für deutsche Landeskunde „preisgekrönt“. Man kann daher davon ausgehen, daß die Arbeit dem entspricht, was sich die renommierten Preisverleiher unter einer „guten“ geographischen Landeskunde (bzw. „Landesbeschreibung“) vorstellten.⁷ In dieser Arbeit soll u.a. „untersucht und dargestellt werden, wie von den verschiedenen natürlichen Bedingungen viele kulturgeographische Tatsachen abhängen, weit mehr, als es bei nur oberflächlicher Betrachtung der Fall zu sein scheint, ja wie die Stadt Bremen selbst zu einem großen Teil in den günstigen wie ungünstigen natürlichen Bedingungen des Bremer Beckens wurzelt“ (SCHMIDT 1963, 1). Im wesentlichen stellt der Autor dafür zunächst eine naturräumliche Gliederung des Bremer Beckens vor und prüft anschließend, ob die Landnutzung, die Siedlungen („in ihrer Lage, Form und Dichte, in ihrem Namen und Alter“, S. 13), die Wirtschaft, die Verkehrswege und das politisch-administrative System eine korrespondierende Gliederung aufweisen.

Die Folgerichtigkeit, mit der der Autor sein Ziel verfolgt, kommt besonders im Kapitel „Wirtschaft“ zum Ausdruck. Die Landwirtschaft wird ausführlich behandelt. Unter den Industrien finden die „rohstoffständigen“ (SCHMIDT 1963, 18) wie Ziegeleien, Sand- und Kiesgruben sowie der Torfabbau und die Fischerei (in der Weser) beiläufige Erwähnung. Dagegen bleiben die „meisten Industrien, die die Verstädterung entscheidend mit hervorgerufen oder beeinflußt haben“, aus der Betrachtung ausgeschlossen, weil sie „auf Grund ihrer anderen Standortfaktoren keine direkten Beziehungen zu den natürlichen Gegebenheiten des Beckens zeigen“ (SCHMIDT 1963, 18). Das gilt erst recht für den gesamten tertiären Sektor.

(2) Man wird wohl nicht behaupten können, daß die Geographie ein Schrittmacher bei der Beschäftigung mit Umweltthemen gewesen sei — und das trotz ihrer Aufgabe, Analysen „im Kontaktbereich von Natur, Wirtschaft und Gesellschaft“ bzw. des „Zusammenwirkens von Ökologie und Ökonomie“ (BOESCH 1989, 226) durchzuführen, sowie ihrer häufig behaupteten Stellung als Brückenfach zwischen/über den Natur- und Gesellschaftswissenschaften. Für diese Aufgabe wäre ein völlig anderes theoretisches Konzept notwendig gewesen als das klassische idiographische Paradigma „regionaler (konkreter) Mensch“ — „regionale (konkrete) Natur“.⁸

Die Grenzen des klassischen Paradigmas wurden in der Geographie durchaus wahrgenommen, was zu dessen Reformulierung in den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg führte. Entscheidend dafür dürfte wohl die Einsicht gewesen sein, daß das „Wesen“ eines Standortes bzw. einer Region im Zuge der zunehmenden Arbeitsteilung, der Entwicklung der Verkehrs- und Kommunikationstechnik und der wachsenden Bedeutung horizontaler Verflechtungen (allmähliche Globalisierung der Wirtschaft) nicht mehr nur auf den lokalen Gegebenheiten (und den zwischen ihnen bestehenden „vertikalen Verflechtungen“) beruhte. Schon die Entwicklung von Städten setzt über die Stadtgrenzen hinausreichende „Fernbeziehungen“ voraus, und Christallers Theorie der zentralen Orte hatte ja unter anderem den Nachweis erbracht, daß selbst bei vollkommener Homogenität der lokalen Verhältnisse die „ökonomische Rationalität“ des Verhaltens der Wirtschaftssubjekte zu einer räumlichen Differenzierung der Erdoberfläche führen müsse.

Dementsprechend wurde der kulturökologische Ansatz erweitert. „Gegenstand der geographischen Forschung ist der litho-bio-atmosphärische Raum an der Erdoberfläche in seiner gesamten Ausstattung und Gestaltung — sowohl in seinen einzelnen Teilräumen als auch als Ganzes. ... Zum Wesen eines Teilraumes der Erdoberfläche in diesem Sinne gehören:

- A. Seine wahrnehmbare, stoffliche und räumliche Erscheinung oder genauer seine Größe, Form, stoffliche Beschaffenheit, innere Gliederung oder Struktur.
- B. Das Wirkungsgefüge, das dahintersteht ... Es kann seinen Ursprung teilweise auch außerhalb haben und demnach auch Raum- oder Lagebeziehungen mit einschließen.
- C. Das geschichtliche Werden...“ (BOBEK und SCHMITHÜSEN 1949, 112; Hervorhebung von mir).

„Die Länderkunde betrachtet und würdigt das geographische Objekt (einen Teilraum der Erdoberfläche) *idiographisch*, das heißt als Einmaliges in Raum und Zeit. ... Was einen Teilraum der Erdoberfläche zu einem Land in diesem Sinne macht, sind insbesondere seine spezifische Lage und seine besondere geschichtliche Situation. Als Landschaftsforschung bezeichnen wir demgegenüber die normative Betrachtung, die auf der Grundlage des Vergleiches die Teile der Erdoberfläche in Gattungen bzw. Typen ordnet“ (BOBEK und SCHMITHÜSEN 1949, 113; Hervorhebung und sinngemäße Ergänzung in Klammern von mir).

Im Unterschied zur klassischen Geographie ist nun nicht mehr die Anpassung einer regionalen Bevölkerung an die regionale Natur der Gegenstand (die forschungsleitende Fragestellung) der Geographie, sondern der Gegenstand ist ein beliebig abgegrenzter Teilraum der Erdoberfläche in seiner gesamten „stofflichen Beschaffenheit“ und seiner „inneren (räumlichen) Gliederung“.

Damit wird „die alte, vor allem auf Ritter zurückgehende Idee von der Existenz von ‘geographischen Raumindividuen’ aufgegeben“ (BOBEK 1957, 124), denn es erscheint unmöglich, „die ganze Erdsphäre in eine Anzahl von Abschnitten zu untergliedern, die man nach ihrem ganzen geographischen Gehalt als Raumindividuen oder Ganzheiten ansprechen könnte. Es ist daher nicht so, daß die geographische Forschung solche vorgegebenen Einheiten nur aufzufinden und dann ein für alle Male festzuhalten hätte (BOBEK 1957, 125; Hervorhebung im Original).

Während früher die „räumliche Gliederung“ als methodisches Instrument diente, um regionale Kulturen abzugrenzen (s. o.), wird sie nun als „innere Struktur“ zu einer Eigenschaft eines beliebig abgegrenzten Teilraumes (als eines Gegenstandes der Geographie). Damit ist im übrigen die Idee der Existenz räumlicher Ganzheiten verbunden. Diese lehnt BOBEK zwar ab, „obwohl sie in jüngerer Zeit unter dem Einfluß der philosophischen Gestalt- oder Ganzheitslehre eine neue Belebung erfahren hat“ (BOBEK 1957, 124).

Gleichzeitig erwähnt er das Westfalenbuch von MÜLLER-WILLE (1952) als Beispiel für eine gelungene geographische Länderkunde (vgl. BOBEK 1957, 136). Immerhin endet dieses Buch mit der zusammenfassenden Feststellung: „Wohl können administrativ sich Teile (Westfalen) lösen und sogar eigene Wege gehen: es bleibt das gewachsene Mit- und Zueinander der Landschaften, es bleibt die geographisch-historische Ordnung und Bindung des Ganzen, es bleibt das, was sich nannte und nennt: Das Land Westfalen“ (MÜLLER-WILLE 1952; 380; Hervorhebung und sinngemäße Ergänzung in Klammern von mir). In diesem Schlußsatz kommt eine eigenartige Ambivalenz des Begriffs Ganzheit zum Ausdruck. Einerseits ist das Ziel des Buches nachzuweisen, daß Westfalen sich als „organisierte Struktur“ darstellen läßt — als „gewachsenes Mit- und Zueinander der Landschaften“. Andererseits existiert diese Ganzheit unabhängig davon, daß sich „einzelne Teile von ihr lösen“.

Die Uneindeutigkeit gegenüber der Idee von Raumindividuen und Ganzheiten manifestiert sich aber auch bei BOBEK selbst. So meint er, das „chorologische Prinzip“ (die Analyse räumlicher Verteilungen) sei „notwendiger Behelf“ gewesen, um „den Zusammenhang dieser Einzeldinge (auf der Erdoberfläche) vorwiegend in ihren ‘ursächlichen Beziehungen’ zu suchen“. Durch die

„physiognomische Betrachtungsweise“ wurde es aber möglich, „die so mannigfaltig zusammengesetzte Erdsphäre als ein objekthaftes Ganzes aufzufassen, das als solches zunächst unabhängig von den zwischen seinen einzelnen Bestandteilen bestehenden oder auch nicht bestehenden ursächlichen Beziehungen existiert (BOBEK 1957, 124; Hervorhebung im Original). Es verwundert nicht, daß diese Vorstellung von „Ganzheiten“ später Kritik hervorgerufen hat (s. u.).

Man kann resümierend festhalten, daß die Reformulierung des geographischen Paradigmas durch BOBEK und SCHMITHÜSEN die Gegenstände der Geographie einerseits unendlich erweiterte, nämlich auf die gesamte „stoffliche Beschaffenheit“ der Erdräume, und somit der faktischen Interessenvielfalt der praktizierenden Geographen entsprach. Sie bedeutete andererseits aber auch eine Einengung, nämlich diese vielfältige „stoffliche Beschaffenheit“ als ein nicht zuletzt räumlich geordnetes Etwas (Ganzes oder Nicht-Ganzes) zu sehen. Dieser Zentrierungsversuch wurde in der Disziplin insgesamt kaum angenommen — zumindest nicht in der länderkundlichen Arbeit. Abgesehen von dem genannten Westfalenbuch MÜLLER-WILLES sind mir wenigstens kaum Länderkunden bekannt, die einen Erdraum als „wohlgeordnetes Etwas“ im Sinne von BOBEK und SCHMITHÜSEN darzustellen versuchen. So hat das „logische System der Geographie“ (wie auch spätere ähnliche Versuche zur Erstellung eines Systems der Geographie) faktisch wohl vor allem eine legitimatorische Funktion gehabt: Unter dem Dach der Ganzheitsrhetorik konnte den jeweiligen spezifischen individuellen Interessen unbehelligt nachgegangen und trotzdem die „Einheit des Faches“ nach innen und außen — insbesondere an Festtagen — mehr beschworen als vertreten werden.

Die besondere Einheit der Geographie (als Natur- und Gesellschaftswissenschaft) resultierte daraus, daß die „stoffliche Beschaffenheit“ der Erdräume den Gesetzmäßigkeiten unterschiedlicher Seinsbereiche (Welten) unterliege, nämlich

- der anorganischen Welt (physikalische Kausalität),
- der vitalen Welt bzw. natürlichen Lebenswelt (biotische Gesetzmäßigkeit) und
- der geistbestimmten Welt bzw. Menschenwelt (geistige Gesetzmäßigkeit) (vgl. BOBEK u. SCHMITHÜSEN 1949, 112/113; BOBEK 1957, 129).

Mit dieser Dreiweltentheorie wurde von BOBEK und SCHMITHÜSEN wohlgemerkt nicht spezifisch die Länderkunde begründet, sondern die Geographie insgesamt als Landschafts- und Länderkunde. Und so taucht sie denn auch zum Beispiel in SCHULTZES didaktischem Plädoyer für die Allgemeine Geographie und gegen die Länderkunde in abgewandelter Form als Vierweltenmodell auf. Die allgemeine Geographie an der Schule habe es danach mit „vier Kategoriengruppen“ zu tun, den Natur-Strukturen, den Mensch-Natur-Strukturen, den funktionalen Strukturen (den durch Arbeitsteilung bedingten Spezialisierungen und Verflechtungen von Erdräumen) und den gesellschaftlich-kulturell bedingten Strukturen (vgl. SCHULTZE 1970).

Man kann vielleicht verallgemeinernd sagen, daß es in den Auseinandersetzungen über die Zukunft der Geographie um 1970 nicht in erster Linie um die Länderkunde ging, sondern um die Frage nach den Forschungsinteressen des Faches bzw. genauer darum, ob und — wenn ja — welche Schlußfolgerungen

aus der Annahme von den drei (oder mehr) Seinsbereichen mit ihren je unterschiedlichen Gesetzmäßigkeiten für die Forschungsperspektiven des Faches gezogen werden sollten.⁹ Die Länderkunde war sozusagen nur ein Nebenschauplatz.

Das wird besonders deutlich in dem damals vielbeachteten Aufsatz von BARTELS (1968 b) „Die Zukunft der Geographie als Problem ihrer Standortbestimmung“. In diesem Aufsatz werden nicht nur die neuralgischen Punkte des Selbstverständnisses der Geographie diskutiert, sondern es werden auch disziplinpoltische Konsequenzen gezogen, die wohl vor allem den hohen Aufmerksamkeitsgrad bewirkten.

BARTELS geht aus von einer einheitlichen Methodologie aller Wissenschaften. Insbesondere könne die Beschäftigung mit Erdräumen keine Sondermethodologie begründen.¹⁰ Vielmehr zeige sich „der ‘Raum’ der Erdoberfläche... in mehrerer Hinsicht als Erkenntniskategorie von wissenschaftlich universaler Relevanz“ (1968b, 135; Hervorhebung im Original). Andererseits ist „der eigentliche Gegensatz zwischen den kategorialen Grundansätzen naturwissenschaftlicher und sozialwissenschaftlicher Problemstellungen bisher unüberbrückbar“ (1968b, 129). BARTELS plädiert deshalb dafür,

- Erdräume als Gegenstand der Geographie aufzugeben, aber für „ein Festhalten an betont choristischen Betrachtungsschemata und an chorologischen Modellen“ (1968b, 138)¹¹, die in der Geographie über eine lange Tradition verfügten;
- inhaltlich in der Geographie „eine Zweiheit wesentlicher Grundansätze hervorheben zu lassen. ... Auf der einen Seite steht die Bezugsbasis der ‘Landschaft’ als des Systemzusammenhangs im Material- und Energiehaushalt... einschließlich aller Fragen der Beeinflussung dieses Systems durch stattgehabte oder geplante menschliche Eingriffe. Auf der anderen Seite steht die Bezugsbasis der ‘menschlichen Gesellschaft’ mit ihren Wertvorstellungen und Entscheidungsalternativen“ (1968b, 138; Hervorhebungen im Original).

Die damit geforderte, die Forschungspraxis in der „allgemeinen Geographie“ eigentlich nur bestätigende Teilung des Faches in zwei Disziplinen bezog sich jedoch nur auf die wissenschaftlichen Zielsetzungen. Die Frage, ob die Geographie damit auch als organisatorische Institution aufzuteilen sei, ließ BARTELS offen. Sie kann im übrigen nur unter pragmatischen Gesichtspunkten (etwa hinsichtlich der Ausbildungsanforderungen an zukünftig in der Schule oder außerhalb tätige Geographen) entschieden werden.

Gleichzeitig stellte diese Forderung aber auch die Länderkunde (als wissenschaftliche Aufgabe) in Frage. Denn in der Länderkunde — verstanden im Sinne des klassischen Paradigmas oder im Sinne der Reformulierung durch BOBEK und SCHMITHÜSEN — wurden „Landschaft“ und „menschliche Gesellschaft“, „Natur“ und „Kultur“ „synthetisch“, „ganzheitlich“, „integrierend“ (oder wie die entsprechenden Begriffe immer lauten mochten) oder schlicht additiv, jedenfalls mehr oder weniger gleichgewichtig behandelt.

Im übrigen spielte die idiographische Ausrichtung der Länderkunde kaum eine Rolle. Sie wurde vor allem in der Fachdidaktik kritisiert, da sie „in die Sackgasse des Singulären“ führe (SCHULTZE 1970, 139) und deshalb für eine

Strukturierung des schulischen Geographieunterrichts ungeeignet sei. Die metatheoretische Argumentation von BARTELS richtete sich lediglich gegen die **Dominanz** der idiographischen Betrachtungsweise in der Geographie und deren mögliche Konsequenzen: „Die moderne Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie läßt keinen Platz mehr für methodische Zielcharakterisierungen von der Art der Gegensatzpaare ‘nomologisch oder idiographisch’ bzw. ‘allgemeingeographisch oder regionalistisch’. Idiographische Angaben... sind stets nur ein Teilaspekt des jeweiligen Faches, dessen selbständige Bedeutung nicht überschätzt werden sollte. ... Die starke Betonung regionalistischer Idiographie als eigentlichen Ziels der Geographie muß, um es kraß auszudrücken, als Rückzugssignal in die Materialsammlungen der Landeskunde betrachtet werden (das indessen von der geographischen Forschungspraxis wohl auch weiterhin nur teilweise beachtet wird); zumindest darf dann das Vordringen mehr theoretisch-systematisch orientierter Wissenschaften... in die ‘angestammten’ Beobachtungsbereiche der Geographie kein befremdetes Verwundern auslösen.

Andererseits hat das steigende Abstraktionsniveau zahlreicher Fächer zu disziplinären Trennungen zwischen theoretischen und anwendenden Forschungsbereichen geführt... Beide Richtungen arbeiten indessen Hand in Hand (z. B. in der Chemie oder Soziologie), sind ohne ständige Ergänzung und Übergänge nicht denkbar...“ (BARTELS 1968 b, 130).

Hinsichtlich der Länderkunde lassen sich diese Aussagen wohl so zusammenfassen: Die verschiedenen Wissenschaftsdiziplinen betrachten die „Welt“ unter je spezifischen allgemeinen Gesichtspunkten (Kategorien). Unter dieser Voraussetzung machen selbstverständlich auf spezifische Regionen bezogene Analysen einen Sinn, zum Beispiel als regionale Klimatologie oder als regionale Wirtschaftskunde. Regionale Geographie (Länderkunde) wäre ebenfalls sinnvoll, wenn es eine entsprechende allgemeine Geographie gäbe. Sie kann jedoch nicht als zwischen/über den übrigen Disziplinen schwebende regionale Beschreibung eines „Gesamtzusammenhangs“ aller „stofflichen Bestandteile“ konstituiert werden.

4. Die Nachgeschichte

Offensichtlich hatte BARTELS 1968 bereits alles Wesentliche gesagt, was es aus wissenschaftstheoretischer Sicht zur Länderkunde zu sagen gab. Nach 1970 ebten die wissenschaftstheoretischen Diskussionen um die Länderkunde jedenfalls bald ab. Zwar startete WIRTH 1978 noch einen Versuch zur „wissenschaftstheoretischen Problematik der Länderkunde“ (zur Kritik vgl. BAHRENBERG 1979), doch ist dies eher als ein verspätetes Nachklappern anzusehen. Zumindest findet es BARTELS „etwas gespenstisch, 1981 zum Gegenstand wissenschaftlicher Länderkunde erneut in eine längst abgeschlossene Diskussion einzutreten“ (BARTELS 1981, 43).

Das bedeutet aber nicht, daß es keine Länderkunde geben dürfe. Vielmehr gibt es eine Reihe von pragmatischen Gründen für länderkundliches Arbeiten. Informationen über „Räume“ der Erdoberfläche werden offensichtlich gewünscht

bzw. nachgefragt. So nehmen unsere ausländischen Kolleg(inn)en dankbar die beim Auswärtigen Amt zu beziehende Landeskunde Deutschlands „Facts about Germany“ (1993) an — auch wenn sie nur wenige „geographische“ Informationen enthält. Und jeder Tourist weiß länderkundliche Informationen über das besuchte Land zu schätzen.

Das weist auf die Notwendigkeit einer „adressatenorientierten“ Länderkunde hin (vgl. z. B. TAUBMANN 1987).

Die ausführlichste Begründung für eine derartige adressatenorientierte Länderkunde hat HARD (1982, 154/155) in Anlehnung an WERNER (1980) gegeben. Grundlage ist das „Territorialprinzip“ bei zahlreichen politischen Entscheidungen, das „weltweit und zeitüberspannend, und zwar auf allen Maßstabsebenen vom kontinentalen bzw. übernationalen (Europa) über den nationalen, regionalen bis zum kommunalen Maßstab“ herrscht. Es besagt, daß nur solche Entscheidungsträger an einer Entscheidung mitwirken können, die dem Territorium angehören, in dem „die Gegenstände der jeweiligen Beratungen und Entscheidungen auch räumlich (im Sinne von territorial) definiert, d.h. arealmäßig verortbar sind. Etwas lasch formuliert: Es wird immer in bestimmten Räumen über bestimmte Räume beraten und entschieden“ (HARD 1982, 154; Hervorhebungen im Original). Damit wird implizit vorausgesetzt und politisch anerkannt, daß es unter anderem eine idiographische, territorial gebundene (und beschränkte) Kompetenz und Kenntnis der Angehörigen des Territoriums gibt. „Politik unterstellt überall, daß Artikulations- und Partizipationsfähigkeit, daß Vernunft und Urteilsfähigkeit des Bürgers, Parlamentariers und Administrators auch etwas mit räumlicher Nähe und territorialer Zugehörigkeit zu tun haben“ (S. 155, Hervorhebung im Original).

Eine Aufgabe der Länderkunde könnte die Bereitstellung der dafür notwendigen territorialen Kenntnisse sein. Dazu gehören unter anderem: „Langfristig konstante regionale Faktoren und Strukturen (Lagebeziehungen, Siedlungsnetze u. a., fixe Infrastrukturen, wirtschaftliche und demographische Struktur . . .); langfristig konstante Trends und Problemlagen der Region; Kenntnis nicht nur der Partizipationsmöglichkeiten, sondern auch der Institutionen, Gruppen, Individuen, die an Entscheidungen teilnehmen und/oder diese beeinflussen (von den Wählern über die Parlamente, Medien, Administrationen bis zu den formellen und informellen Interessengruppen) . . .“ (S. 155). HARD merkt gleichzeitig kritisch an, daß „die bisherige Regionalgeographie, die bisherige Länder- und Landeskunde . . . aber nur wenig beigetragen (hätten) zu einer politisch bedeutsamen ‘regionalen Kompetenz’“ (S. 155). Und man kann auch fragen, ob für diese Funktion mehr oder weniger dickleibige Bücher zu den „langfristig konstanten Fakten, Strukturen, Trends und Problemlagen“ einer Region ein besonders geeignetes Medium sind. Vielleicht wäre dafür ein regelmäßig erscheinender Informationsdienst hilfreicher — zum Beispiel in Form der „Informationen zur Raumentwicklung“ der BfLR.

Gedacht werden sollte in diesem Zusammenhang aber auch an die „Berichte zur deutschen Landeskunde“. Deren Herausgeber verfolgen anscheinend ähnliche Intentionen wie HARD. „Als Zielgruppen (der Zeitschrift) sollen die an den regionalen Problemen Deutschlands interessierten Hochschuldisziplinen, die Schulen, die Organisationen und Institutionen, die sich mit der Raumentwicklung

befassen, und die an deutscher Landeskunde interessierte Öffentlichkeit angesprochen werden“ (FEHN u. a. 1982; sinngemäße Ergänzung in Klammern von mir) — allerdings mit einem wesentlichen Unterschied. Die Herausgeber meinen, die „Beiträge (der Berichte zur deutschen Landeskunde) sollen . . . unter dem wichtigsten geographischen, dem raumdistantiellen Grundaspekt, Fragen der naturräumlichen und sozio-ökonomischen Struktur und ihrem Wandel unter historisch-geographischem, verhaltensorientiertem, aber auch prognostischem Aspekt behandeln. Sie sollen in ihrem theoretischen Ansatz wie in ihrer empirischen Methodik Originalität erkennen lassen“ (FEHN u. a. 1982; sinngemäße Ergänzung in Klammern von mir). Hier soll offensichtlich „regionale Geographie“ verkauft werden, und zwar sowohl die traditionelle wie eine um Gesichtspunkte von BARTELS („raumdistanzieller Grundaspekt“) angereicherte. HARD würde das wohl „einen weiteren unter den vielen unsinnigen Legitimationsversuchen für ‘geographische Länderkunden’“ (1982, S. 155) nennen. Eine zielgruppenorientierte Landes- oder Länderkunde wäre ja zweifellos als eine pädagogische Aufgabe anzusehen. Die „Originalität“ wäre dann weniger im „theoretischen Ansatz“ oder in der „empirischen Methodik“ zu suchen, sondern eher in der adressatenspezifischen Vermittlung. Vor allem bedürfte die Wahrnehmung einer solchen Aufgabe aber einer Theorie und Methodologie, die die Frage nicht von vornherein als durch die geographische Fachtradition beantwortet ansieht, was denn eigentlich an wen, warum und mit welchen Methoden an regionsspezifischen Kenntnissen vermittelt werden soll.



Anmerkungen

- 1 Um die Frage einer Neuorientierung der Geographie ging es aber auch in den Sitzungen „Anwendung der Ergebnisse der wissenschaftlichen Geographie in Methodik und Praxis“ und „Hochschuldidaktik“, was sich besonders in den Diskussionbemerkungen zu den jeweiligen Vorträgen ausdrückt (vgl. MECKELEIN u. BORCHERDT (Hrsg.) 1970, 283 ff. und 347 ff.)
- 2 Allerdings nicht auf dem Kieler Geographentag; vgl. den dortigen Beitrag von FRIESE 1970.
- 3 Die Äußerungen der Hochschullehrer zur studentischen Bestandsaufnahme in Kiel dürften eine ebenso erheiternde, genußvolle Lektüre darstellen wie das Zitatenschatzkästlein der Studenten in der ausführlichen Version dieser Bestandsaufnahme (1969, S. 17 ff.).
- 4 Aber auch z. B. in Ernährungsgewohnheiten (vgl. SCHMITTHENNER, E. u. SCHMITTHENNER, H. 1960).
- 5 Vgl. z. B. die bekannte Länderkunde Süddeutschlands von GRADMANN (1964).
- 6 Vgl. den Teil 2 von GRADMANNs Süddeutschland mit der Beschreibung der „einzelnen Landschaften“.
- 7 Die Arbeit wurde unter der Rubrik „Landesbeschreibung“ publiziert. Das sollte aber nicht diskriminierend verstanden werden. U. WARDENGA hat — wenn ich sie richtig verstanden habe — auf dem Seminar des Instituts für Länderkunde in Leipzig 1994 zur „Theorie der Regionalen Geographie“ in ihrem Beitrag über Alfred Hettner darauf verwiesen, daß für HETTNER Länderkunde eigentlich keine Wissenschaft gewesen sei, sondern „nur“ eine Art von Landesbeschreibung. Die Frage, ob Länderkunde/Landesbeschreibung wissenschaftlich ist oder nicht, ist in diesem Zusammenhang irrelevant. Es geht hier vielmehr darum, unter welchen der beliebig vielen Gesichtspunkte Geographen Länder beschreiben. Auch HETTNER hat keine „Länder als solche“ beschrieben, was nicht möglich ist, sondern Länder immer geographisch beschrieben.
- 8 Vgl. als Beispiel das „humanökologische“ Konzept der Stoffkreisläufe und Energieflüsse (SIEFERLE 1988, SIMMONS 1989).
- 9 Diese Diskussion ist im übrigen auch heute selbst in der Humangeographie noch nicht abgeschlossen, wie die Auseinandersetzung um die Thematisierung des Raumes zeigt. Sie bezieht sich nun allerdings auf die drei Welten (physisch-materielle Welt, soziale Welt, mentale Welt) POPPERs (vgl. z. B. HARD 1993).
- 10 Vgl. zu solchen sondermethodologischen Topoi die ausführliche Kritik in HARD 1973, 95—129.
- 11 Vgl. auch ausführlich BARTELS 1968 a und 1970.

Literatur

- BAHRENBERG, G. 1979: Anmerkungen zu E. Wirths vergeblichem Versuch einer wissenschaftstheoretischen Begründung der Länderkunde. In: *Geographische Zeitschrift* 67, S. 148—157.
- BARTELS, D. 1968a: Zur wissenschaftstheoretischen Grundlegung einer Geographie des Menschen. Wiesbaden (Erdkundliches Wissen 19).
- BARTELS, D. 1968b: Die Zukunft der Geographie als Problem ihrer Standortbestimmung. In: *Geographische Zeitschrift* 56, S. 124—142.
- BARTELS, D. 1970: Einleitung. In: BARTELS, D. (Hrsg.): *Wirtschafts- und Sozialgeographie*. Köln. S. 13—45.
- BARTELS, D. 1981: Länderkunde und Hochschulforschung. In: BÄHR, J. u. STEWIG, R. (Hrsg.): *Beiträge zur Theorie und Methode der Länderkunde*. Kiel (Kieler Geographische Schriften 52). S. 43—49.
- Bestandsaufnahme zur Situation der deutschen Schul- und Hochschulgeographie 1970. In: MECKELEIN, W. u. BORCHERDT, C. (Hrsg.), op. cit., S. 191—207. Ebenfalls abgedruckt in *GEOGRAFIKER*, Heft 3, 1969.
- BOBEK, H. 1975: Gedanken über das logische System der Geographie. In: *Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft Wien* 99, S. 122—145.
- BOBEK, H. u. J. SCHMITHÜSEN 1949: Die Landschaft im logischen System der Geographie. In: *Erdkunde* 3, S. 112—120.
- BOESCH, M. 1989: *Engagierte Geographie. Zur Rekonstruktion der Raumwissenschaft als politikorientierte Geographie*. Stuttgart (Erdkundliches Wissen 98).
- EISEL, U. 1980: *Die Entwicklung der Anthropogeographie von einer „Raumwissenschaft“ zur Gesellschaftswissenschaft*. Kassel (Urbs et Regio 17).
- FACTS ABOUT GERMANY. Frankfurt 1993.
- FEHN, K. u.a. 1982: Vorwort der Herausgeber. In: *Berichte zur deutschen Landeskunde* 56 (1), o. S.
- FRIESE, H. W. 1970: Thesen zur Ausbildung der künftigen Geographielehrer. In: MECKELEIN, W. u. C. BORCHERDT (Hrsg.), op. cit., S. 177—182.
- GANSER, K. 1970: Thesen zur Ausbildung des Diplomgeographen. In: MECKELEIN, W. u. C. BORCHERDT (Hrsg.), op. cit., S. 183—190.
- GRADMANN, R. 1964: *Süddeutschland*. 1: Allgemeiner Teil, 2: Die einzelnen Landschaften. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft (Unveränderter Nachdruck von 1931).
- GROTELÜSCHEN, W. 1965: Die Stufen des Heimatkunde- und Erdkundeunterrichts in der Volksschule. In: *Die Deutsche Schule*, S. 366—370. (Zitiert nach dem Wiederabdruck in SCHULTZE, A. (Hrsg.) 1976, op. cit., S. 103—110)
- HARD, G. 1973: *Die Geographie. Eine wissenschaftstheoretische Einführung*. Berlin, New York.
- HARD, G. 1982: Länderkunde. In: JANDER, L.; SCHRAMKE, W. u. H.-J. WENZEL (Hrsg.): *Metzler Handbuch für den Geographieunterricht*. Stuttgart. S. 144—160.

- HARD, G. 1993: Über Räume reden. Zum Gebrauch des Wortes „Raum“ in sozialwissenschaftlichem Zusammenhang. In: MAYER, J. (Hrsg.): Die aufgeräumte Welt — Raumbilder und Raumkonzepte im Zeitalter globaler Marktwirtschaft. Rehburg-Loccum (Loccumer Protokolle 74/92), S. 53—77.
- MECKELEIN, W. u. C. BORCHERDT (Hrsg.) 1970: Deutscher Geographentag Kiel, 21. bis 26. Juli 1969. Tagungsbericht und wissenschaftliche Abhandlungen. Wiesbaden (Verhandlungen des Deutschen Geographentages 37).
- MÜLLER-WILLE, W. 1952: Westfalen. Landschaftliche Ordnung und Bindung eines Landes. Münster.
- SCHMIDT, A. 1963: Das Bremer Becken. In: Berichte zur deutschen Landeskunde 30 (1), S. 1—31.
- SCHMITTHENNER, E. u. H. SCHMITTHENNER 1960: Speise und Trank in Europa. Wissenschaftliche Veröffentlichungen Deutsches Institut für Länderkunde 17/18, S. 109—165 (Nachdruck).
- SCHÖLLER, P. 1970: Eröffnung der Sitzung 'Der Geograph — Ausbildung und Beruf'. In: MECKELEIN, W. u. C. BORCHERDT (Hrsg.), op. cit., S. 175.
- SCHULTZE, A. 1970: Allgemeine Geographie statt Länderkunde! Zugleich eine Fortsetzung der Diskussion um den exemplarischen Erdkundeunterricht. In: Geographische Rundschau 22, S. 1—10. (Zitiert nach dem Wiederabdruck in SCHULTZE, A. (Hrsg.) 1976, op. cit., S. 135—155)
- SCHULTZE, A. (Hrsg.) 1976: Dreißig Texte zur Didaktik der Geographie. 5. Auflage, Neubearbeitung. Braunschweig.
- SIEFERLE, R.P. 1988: Perspektiven einer historischen Umweltforschung. In SIEFERLE, R.P. (Hrsg.): Fortschritte der Naturzerstörung. Frankfurt am Main. S. 307—368.
- SIMMONS, I.G. 1989: Changing the Face of the Earth — Culture, Environment, History. Oxford, New York.
- TAUBMANN, W. 1987: Adressatenorientierte Aspekte zu einer regionalen Geographie. In: Verhandlungen des Deutschen Geographentages 45. Stuttgart. S. 154—160.
- WERNER, F. 1987: Territorialprinzip, Demokratie und regionale Geographie. In: BIRKENHAUER, J. u. a.: Länderkunde — Regionale Geographie. Ein Beitrag zur Diskussion. München. S. 41—44.
- WIRTH, E. 1970: Zwölf Thesen zur aktuellen Problematik der Länderkunde. In: Geographische Rundschau 22, S. 444—450.
- WIRTH, E. 1979: Zur wissenschaftstheoretischen Problematik der Länderkunde. In: Geographische Zeitschrift 66, S. 241—261.